

Leseprobe: Pascal Engman „Der Clan y Die Straße“

PROLOG

Krankenhaus Danderyd, 1. September 1997

Der Säugling liegt an Fatimas Brust. Vorsichtig streicht sie ihm über das schwarze Haar, schließt die Augen und atmet seinen Duft ein. Obwohl er so klein und verletzlich ist, schlummert eine Kraft in dem kleinen Körper, die überwältigend ist.

Er wiegt nur 3.341 Gramm und ist doch die schwerste Bürde ihres Lebens, das gerade einmal zwanzig Sommer zählt.

»Josef«, flüstert sie. »Mein Josef.«

Wie schon oft werden auf dem Flur Schritte lauter. Auch jetzt hofft Fatima wieder, dass er es ist, Josefs Papa. Aber die Stimmen verstummen, die Schritte verebben. Vorbei. Fort. Sie weiß, dass er unzuverlässig ist, niemand, auf den sie zählen kann oder ihr eine Stütze ist. Aber für den Jungen kann er sich vielleicht ändern, so wie dieses neue Leben auch sie verändert hat.

Sie ist nicht mehr dieselbe. Irgendetwas ist anders, auch wenn sie nicht weiß, was.

»Das wird schon«, wisperst sie. »Was immer passiert, dir soll es nie an etwas fehlen. Du sollst ein schönes Leben haben, mein Junge. Dafür werde ich sorgen.«

Sie spürt Tränen, schließt erneut die Augen und atmet seinen Duft ein.

Sie gibt ihm die Brust. Lässt ihren Gedanken freien Lauf. Sie zuckt zusammen, als sie ein Paar im Türrahmen bemerkt. Sie lächeln. Die Frau hat ein Bündel auf dem Arm, ein kleines Kind. Sie nimmt neben Fatima Platz, beugt sich vor und betrachtet Josef.

»Ein Junge?«

»Ja.«

»Er ist wirklich süß. Wie heißt er?«

»Josef.«

Das Baby im Arm der Frau ist hell und hat keine Haare.

»Das ist Antonia«, sagt die Frau.

»Seit ihrer Geburt hat sie kein einziges Mal geweint.

Vielleicht haben wir das glücklichste Kind der Welt bekommen«, sagt der Mann, geht auf seine Frau zu, gibt ihr ein Glas Saft und zieht sich einen Stuhl neben das Sofa.

»Ist das Ihr erstes?«, fragt er dann.

Fatima nickt.

»Michaela und ich haben schon zwei Mädchen zu Hause«, sagt er. »Es wird bestimmt ganz schön anstrengend, mit vier Frauen.«

Er und seine Frau lächeln sich an. Ihre Lächeln sind liebevoll und bergen eine Geschichte, aber auch eine Zukunft. Sie haben sich gemeinsam eine Welt aufgebaut. Bestimmt wohnen sie in einem schönen Haus mit Garten, mit gemähtem Rasen und pünktlich gezahlten Rechnungen. In ein paar Stunden sind sie wieder zu Hause, in ihrer Welt.

Und was wird sie tun?

Vielleicht kommt er ja doch noch, denkt Fatima, vielleicht sitzen wir dann genauso hier wie diese Familie und lächeln uns an mit Josef zwischen uns und machen Pläne für alles, was noch kommt.

Trotz der Qualen, die sie durchlitten hat, und der Schmerzen, die vom Rücken bis in ihre Beine ausstrahlen, und trotz der Müdigkeit, die sie im Schwitzkasten hält, fühlt sie sich stark. Voller Lebenskraft.

Es spielt keine Rolle, ob er zurückkommt, denkt sie.

Wenn nicht, wird sie es trotzdem schaffen.

Für Josef.

Mit Josef.

Sie will eine Welt aufbauen für ihn, sie will seine Welt sein und die Mauer, die diese Welt vor allem anderen da draußen schützt.

TEIL I

2007

Anzahl zu Tode gekommener Personen durch
Schusswaffengebrauch im kriminellen Milieu: 10

KAPITEL 1

August

Ali Mansour kann die Slums von Beirut einfach nicht vergessen. Vielleicht ist es das Essen, das die Frauen kochen, mit seinen Gerüchen, das ihn dahin zurückversetzt. Wenn er seine Augen schließt und die Düfte inhaliert, dann gerät die Welt ins Wanken. Als wäre er wieder der Junge, der in den Straßen Abfall sammelt, um ihn dann an die Schrotthändler in der südlichen Beiruter Peripherie zu verkaufen.

Heute wird er 47 Jahre alt. Er sitzt auf einem wackeligen weißen Plastikstuhl auf der großen Rasenfläche im Malmvägen in Sollentuna.

Ich habe so viele Leben gelebt, ich weiß nicht mal mehr, welches meins ist, denkt er.

Seine weitverzweigte Familie oder zumindest diejenigen, die an diesem Abend hier sind, zählt 43 Personen. Nicht alle wohnen in Sollentuna. Einige von ihnen sind aus Malmö, Berlin, Essen, Göteborg, Örebro und Västerås gekommen. Ihnen allen ist gemein, dass ihre Vorväter aus der Provinz Mardin in der heutigen Türkei stammen, nach dem Ersten Weltkrieg vertrieben wurden und im Libanon strandeten. Im libanesischen Bürgerkrieg reisten viele von ihnen weiter nach Europa. Ali Mansour kam 1989 mit seiner Frau Aza nach Schweden.

Er arbeitete als Tellerwäscher und Türsteher, sie kümmerte sich um den Haushalt. Als sein jüngerer Bruder Karim sich ebenfalls in Schweden niederließ, begann die Reise, die die Familie groß und mächtig machte. Die Brüder haben im Libanon noch drei Schwestern, aber Ali hört nur selten von ihnen.

Der Malmvägen bildet die Basis des Clans. Obwohl Ali Mansour ein paar Jahre lang nicht hier gewohnt hat, bilden die zehn Hochhäuser, die 1972 hochgezogen wurden, noch immer die Einkommensquelle des Clans. Karim wohnt mit seiner Familie nach wie vor im Malmvägen. Die Menschen hier im Viertel sollen niemals vergessen, wer hier das Sagen hat.

Offiziell hat Familie Mansour ein Obst- und Gemüsegeschäft auf dem Großmarkt von Årsta, und Karim betreibt eine Autowerkstatt. Die legalen Einnahmen sind gering, wenn man sie mit den illegalen vergleicht. Man erpresst Schutzgeld von Gewerbetreibenden in und um Sollentuna, Restaurantbesitzer zahlen, damit ihre Lokale nicht niedergebrannt werden. Jüngere Mitglieder der Familie dealen in der Gegend, hauptsächlich mit Marihuana.

Der 19-jährige Muhammed, Alis ältester Sohn, steht ein Stück abseits und schwatzt mit seinem Cousin Fadi.

Keiner von beiden hat sich jemals so durchschlagen müssen wie Ali und Karim. Sie haben für ihre Söhne die Drecksarbeit gemacht, die nun die Früchte ernten. Aber so soll es wohl sein, denkt Ali. Jede Generation hat ihren eigenen Kampf. Muhammed und Fadi, unsere ältesten Söhne, werden das bewahren, was wir aufgebaut haben.

»Muhammed, komm her.«

Der Sohn wendet sich sofort von seinem Cousin ab.

In den letzten Monaten hat er davon gesprochen, einen Club aufmachen zu wollen. Diesen Wunsch hat Ali ihm zunächst abgeschlagen. Er erinnert sich noch, wie es war, in den Clubs zu arbeiten. Die Schinderei, Suff und Drogen, die Schlägereien. Er hatte gehofft, all das hinter sich zu lassen.

Doch er urteilt nun anders darüber. Er verabscheut Clubs und Bars noch immer, aber hat widerwillig eingesehen, dass es große Vorteile hätte, eine solche Lokalität zu

kontrollieren. Vor allem weil Kneipen einer der wenigen Orte sind, wo immer noch Bargeld im Umlauf ist. Aber nicht nur das: Es sind Orte, an denen Alkohol verkauft wird und Drogen konsumiert werden, ein wirtschaftliches System, in dem die tiefsten Abgründe des Menschen gedeihen. Es treten die Seiten zutage, die die Durchschnittsschweden zu verbergen suchen. Und wenn man ihre Schwächen kennt, hat man die Menschen in der Hand.

Er betrachtet Muhammeds abgekaute Nägel, verkneift sich jedoch einen Kommentar, obwohl ihn das anwidert. Nägel zu kauen ist ein Zeichen von Nervosität, was wiederum ein Zeichen für Schwäche ist. Muhammed soll eines Tages das Familienoberhaupt werden, da kann er keine Zeit mit Nägelkauen vertun.

»Du bekommst deinen Club«, sagt er und grinst, als er sieht, wie Muhammed seine Begeisterung in Schach zu halten versucht. »Es gibt allerdings einige Regeln, an die du dich zu halten hast.«

Muhammed rückt seinen Stuhl näher heran.

»Der Club ist Mittel zum Zweck, er ist nicht für dich da, sondern für die Familie. Er ist ein Werkzeug.«

Dann erklärt er, welchen Zweck der Club erfüllen wird.

Muhammed hört konzentriert zu.

»Ich werde dich nicht enttäuschen. Ich schwöre.«

Ali klopft ihm auf die Schulter, schickt ihn weg.

Ein Mädchen im rosa Prinzessinnenkleid läuft barfuß über den Rasen. Er muss lachen, als er sie so herumflitzen sieht. Sie ist eine Naturgewalt. Ein ungezähmtes Tier.

Zara, seine einzige Tochter, sein Augenstern. Sie ist neun, eigentlich alt genug, um ihrer Mutter und den anderen Frauen bei den Essensvorbereitungen zu helfen. Aber sie kam zehn Jahre nach ihrem Bruder und wird entsprechend behandelt.

Er verwöhnt sie.

»Zara« ruft er und winkt.

Sie kommt sofort angestürmt und wirft sich in seine Arme. Eines Tages wird sie einem anderen Mann gehören, aber jetzt und für die nächste Zeit gehört sie nur ihm allein.

*

Josef Mehrabi wirft den Ball. Er beschreibt einen Bogen, verfehlt den Korb und landet in einer Pfütze, die sich auf dem geplatzten Asphalt gebildet hat. Er trocknet den Ball an seinem T-Shirt. Der Spätsommerabend ist ungewöhnlich warm, und es riecht nach Grillfleisch. Vorhin stand er auf dem Balkon und sah immer mehr Autos eintreffen. Sie waren zu weit weg, als dass er erkennen konnte, welche Leute ausstiegen. Sie hatten Grills, Decken, Stühle und Tische dabei und trugen alles auf die Rasenfläche. Die Autos parkten kreuz und quer.

Da ging ihm auf, wer sich da versammelte.

Familie Mansour.

Alle in Sollentuna wissen, wer dazugehört.

Er beneidet sie um ihre große Zahl, ihren Zusammenhalt.

Ein Junge aus Josefs Parallelklasse heißt Mehmet, er ist auch ein Mansour. Kein Lehrer wagt es, ihm Paroli zu bieten. Kein Schüler lässt es darauf ankommen, sich mit ihm anzulegen. Vergangenen Winter hat ein neuer Schüler aus den höheren Klassen den Fehler gemacht, sich zu wehren, nachdem Mehmet ihm einen Schneeball an den Kopf geworfen hatte. Er ist hinter Mehmet hergerannt, und als er ihn eingeholt hatte, hat er sein Gesicht so lange in den Schnee gedrückt, bis Blut aus Mehments Nase lief.

Zwei Stunden später lag der Junge in der Notaufnahme mit einem gebrochenen Arm. Mehments Blutsverwandte – Muhammed und Fadi – sind mit dem Auto zur Schule gefahren und haben ihn mitten auf dem Pausenhof zusammengeschlagen.

Josef ist neidisch auf diese Sicherheit. Diese Gemeinschaft. Diese Stärke.

Er hat nur seine Mutter.

Er liebt sie. Und obwohl sie jünger ist als die Eltern der anderen Kinder, wirkt sie immer erschöpft. Sie ist klein. Josef, er wird in ein paar Wochen zehn, ist fast genauso groß.

Josef zielt auf den Korb, als zwei Jungs auf den Basketballplatz geschlendert kommen. Sie sind vielleicht sieben oder acht. Einer der beiden heißt Azim. Josef weiß, dass sie zum Mansour-Clan gehören. Sie strahlen bereits diese Sicherheit aus, stets ihren Willen zu bekommen.

Josef lässt die Arme sinken, drückt den Ball an seinen Bauch und bleibt stehen.

»Ey. Wirf!«, sagt Azim.

Josef kommt der Aufforderung nach und spielt den Ball ab. Die Jungs spielen nun zu zweit. Josef bleibt eine Weile auf dem Spielfeld, um abzuwarten, ob sie ihn mit einbeziehen, setzt sich dann aber an den Zaun.

Zehn Minuten verstreichen.

Zwanzig.

Er wird langsam unruhig und fürchtet, dass sie ihm seinen Ball nicht wieder zurückgeben. Er hat ihn im Juni bekommen, obwohl er erst am ersten September Geburtstag hat. Seine Mutter ist so stolz auf ihn, weil der Direktor gesagt hat, dass er eine Klasse überspringen kann. Anstatt in der vierten beginnt er in der fünften. Außerdem hält der Ball ihn beschäftigt, während seine Mutter in der häuslichen Pflege Schicht arbeitet.

Er geht pfleglich mit dem Ball um, trocknet ihn jedes Mal, wenn er ihn benutzt hat, mit einem Lappen ab. Obwohl er jeden Tag damit spielt, sieht er noch wie neu aus. Er fragt sich, wie viel Uhr es sein mag, vermutlich müsste er längst zu Hause sein, aber er kann jetzt nicht einfach gehen.

Nicht ohne Ball.

Aus den Kellerräumen des Box-Clubs schlurften ein paar junge Kerle. Sie entfernen sich, ihre großen Taschen über der Schulter wie schwarze Schals. Kurz darauf erscheint Luis Fonseca. Ihm gehört der Club. Er schließt sein Fahrrad auf und radelt am Basketballplatz vorbei. Josef möchte nichts lieber, als mit dem Boxtraining anfangen, doch seine Mutter erlaubt ihm das nicht.

Du sollst deinen Kopf gebrauchen und lesen und schreiben lernen, gutes Schwedisch, anstatt zu boxen. Dich zu prügeln lernst du sowieso noch früh genug, sagt sie immer dann, wenn er davon anfängt.

»Hi Josef«, ruft Luis und winkt.

Er winkt zurück, froh darüber, dass Luis ihn bemerkt hat. Luis hat auch keine große Familie, nur zwei Töchter. Trotzdem traut sich niemand, ihn zu provozieren, weil er sich wehren kann.

Die Jungs spielen ungerührt weiter. Verfehlen den Korb. Der Ball wird nass, aber sie trocknen ihn nicht ab. Schließlich verwenden sie ihn als Fußball. Jedes Mal, wenn sie gegen den Basketball treten, spürt Josef einen Stich.

Er weiß, dass der Ball davon kaputt geht und Dellen bekommt.

Von der S-Bahn-Haltestelle kommen drei Jungs. Sie sind älter, vielleicht vierzehn oder fünfzehn, tragen weite Jeans und die Schirme ihrer Caps im Nacken. Sie setzen sich an den Spielfeldrand. Einer von ihnen steckt sich eine Zigarette an und gibt sie weiter. Sie sind nicht aus dem Malmvägen, Josef kennt keinen von ihnen. Vielleicht sind sie aus Rotebro? Der Ball springt einem der Neuankömmlinge vor die Nase. Er fängt ihn und prellt ein paar Mal mit dem Ball, geht ein paar Schritte. Passt ihn zu seinem Freund. »Gib den Ball wieder her, du Arschloch«, ruft Azim.

Der Ältere reagiert nicht, als müsste er die Aufforderung erstmal sacken lassen.

»Wirf den Ball rüber, du *motherfucker*.«

Azim versucht, den Ball wieder an sich zu nehmen, aber der andere hält ihn hoch über dem Kopf. Azim spuckt sein T-Shirt an. Der Ältere lässt den Ball fallen und verpasst ihm eine Ohrfeige. So fest, dass Azim das Gleichgewicht verliert und umfällt.

Josef stockt der Atem.

»Wart's ab, ich fick dich.«

Die beiden Jüngeren ziehen ab, und Josef weiß, was gleich passiert. Die Älteren nehmen den Ball und spielen weiter, rauchen und lachen. Josef steht auf. Seine Mutter sagt, dass man Dinge bekommt, wenn man freundlich darum bittet. Josef weiß, dass das nicht stimmt, jedenfalls nicht hier im Malmvägen.

Aber er unternimmt dennoch einen Versuch.

»Darf ich den Ball haben? Er gehört mir, und ich muss jetzt nach Hause«, sagt er.

Die großen Jungs hören ihn nicht oder stellen sich taub.

Josef setzt sich wieder hin und lehnt den Rücken gegen den Zaun.

Zuerst taten sie ihm leid, weil sie nicht wissen, was gleich kommt, aber jetzt sind sie ihm egal.

Er hört Autotüren schlagen, dann tauchen fünf Männer auf.

[...]

*

Josef und seine Mutter Fatima sitzen auf ihrem Balkon und blicken in den Hof hinunter. Aus den umliegenden Wohnungen dringen Unterhaltungen in verschiedenen Sprachen und orientalische Musik. Ein Paar streitet. Die S-Bahn donnert

vorbei. Sie trinken Erdbeersirup mit Wasser und klirrenden Eiskwürfeln. Er betrachtet seine Mutter und denkt, dass er sie liebt. Aber er hat auch ein schlechtes Gewissen, weil er sich wünscht, dass sie nicht nur zu zweit wären.

Sie arbeitet bei der ambulanten Pflege. Fährt mit dem Fahrrad zwischen den Wohnungen der alten Leute hin und her, kauft für sie ein, hilft ihnen beim Duschen, leistet ihnen Gesellschaft. Manchmal kommt er mit. Hält sich auf dem Gepäckträger fest, wenn sie von Wohnung zu Wohnung sausen. Seine Klassenkameraden ziehen ihn damit auf, dass seine Mutter alten Leuten den Hintern abwischt, und dann schämt er sich. Er mag diese alten runzligen Menschen, die immer nett zu ihm sind und ihm etwas zu trinken anbieten. Neulich hat er von einer alten Oma einen Videorekorder bekommen und eine ganze Tüte mit Videokassetten. Er hat die Filme alle schon gesehen. Am besten gefällt ihm *Rasmus und der Vagabund*, obwohl *Die Brüder Löwenherz* auch nicht übel sind. Er weiß auch nicht, warum er *Rasmus und der Vagabund* so gern mag, vielleicht einfach deshalb, weil Rasmus auch einsam ist und keinen Vater hat.

»Es gab Stress heute auf dem Basketballfeld«, sagt er.

»Warst du auch dabei?«

Er schüttelt den Kopf.

»Nein, das waren andere, von den Mansours.«

Er erzählt, was passiert ist, verschweigt aber, dass sie ihm zuerst seinen Ball weggenommen haben. Er weiß nicht, warum, aber seine Mutter wirkt irgendwie immer so traurig, wenn jemand gemein zu ihm ist. Weil sie nichts dagegen unternehmen kann.

Sie ist zu klein und zu schwach, genau wie er.

»Dass keiner etwas unternimmt gegen diese Gangster. Die haben wirklich kein Benehmen.«

»Ich hätte gerne ...«

Josef verstummt und trinkt von der Erdbeerschorle.

»Was möchtest du, Josef?«

»Ach, nichts.«

Er wollte eigentlich sagen, dass er gern jemanden hätte, der ihn da draußen beschützt. So wie die beiden Jungs. Jemand, den er holen und hinter dem er sich verstecken könnte. Sie streckt ihre Hand nach ihm aus und fasst nach seiner. Die Hände sind fast gleich groß.

»Ich habe dich lieb«, sagt er.

Sie mustert seine Hand und schüttelt den Kopf.

»Du hast die gleichen Hände wie er. Wie dein Papa.«

Fatima greift nach dem Krug mit der Erdbeerschorle.

»Warum ist er denn weg?«

Von unten dringt Gelächter nach oben, irgendwo bellt ein Hund.

»Weil er es nicht ausgehalten hat, meine Liebe mit dir zu teilen. Er hatte andere Pläne. Er war nicht dafür gemacht, eine Familie zu haben.«

Wie gebannt hört Josef zu.

»Und wie ist das?«

»Du meinst, Eltern zu sein?«

»Ja.«

Sie lächelt. Er liebt es, wenn sie lächelt.

Dann wird ihre Miene wieder ernst.

»Ich weiß auch nicht, wie ich dir das erklären soll.«

Sie unterbricht sich.

»Ich muss oft daran denken, dass ich vor dir sterbe. Und das macht mich traurig.«

Josef ist verwirrt.

»Willst du, dass ich vor dir sterbe?«

Sie schüttelt den Kopf.

»Nein, natürlich nicht. Es ist nur so, dass ich die Vorstellung einfach nicht aushalte, dass du eines Tages sterben wirst und ich nicht da sein kann, um dir

beizustehen, wenn es soweit ist. Dass du allein sterben musst, ohne mich. Ohne deine Mama.«

Sie schweigen eine Weile.

Unten im Hof schmeißen ein paar Kinder mit Knallern.

»Ich will bei Luis Fonseca anfangen. Ich will trainieren«, sagt er.

Sie seufzt.

»Warum willst du lernen, dich zu schlagen?«

»Weil man das einfach können muss.«

»Ich kann auch nicht boxen und bin bisher ganz gut klargekommen.«

Er verdreht die Augen.

»Du bist eine Frau. Frauen brauchen das nicht zu können.«

Sie lächelt wieder. Aber diesmal nicht ihr übliches, offenes Lächeln. Nein, dieses Lächeln birgt etwas anderes: Traurigkeit.

»Wenn du wüsstest. Wir Frauen schlagen uns öfter als ihr, nur auf andere Art und Weise.«

Josef fischt einen Eiswürfel aus seinem Glas und steckt ihn in den Mund. Das zieht in den Zähnen, aber er mag das.

»Ich will ...«

Er unterbricht sich. Er findet es peinlich, das zu sagen. Lächerlich.

»Du willst was?«

Er senkt den Blick, wenn er es sagt, denn er könnte es nicht ertragen, wenn sie ihn auslachen würde.

»Ich will mich für dich schlagen können. Um dich ... zu verteidigen. Also uns.«

Als er zu ihr hinüberschielt, bemerkt er zu seiner Erleichterung, dass sie gar nicht so aussieht, als hätte er etwas Lustiges gesagt.

»Gegen wen, Josef? Gegen wen willst du uns verteidigen?«

»Gegen alle.«

»Nein, Josef. Das ist mein Job. Ich bin deine Mama, und ich schlage mich für dich. Gegen alle. Auch gegen Ali Mansour, wenn es sein muss. Verstehst du?«